



Deutscher Bundestag

Ausschuss für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Kommission zur Wahrnehmung der Belange der
Kinder (Kinderkommission)

Wortprotokoll der 59. Sitzung

Kommission zur Wahrnehmung der Belange der Kinder (Kinderkommission)

Berlin, den 17. Mai 2017, 16:00 Uhr

Paul-Löbe-Haus

2.200

Vorsitz: Beate Walter-Rosenheimer, MdB

Tagesordnung

Tagesordnungspunkt 1 **Seite 7**

Öffentliches Expertengespräch zum Thema „Queer,
na und?!“

Tagesordnungspunkt 2 **Seite 21**

Beratung der Stellungnahme „Ausstattung von
Kindern – was brauchen Kinder, um gedeihlich
aufzuwachsen?“

Tagesordnungspunkt 3 **Seite 21**

Beratung der Stellungnahme „Kinder- und Jugend-
hilfe“

Tagesordnungspunkt 4 **Seite 21**

Anliegen an die Kinderkommission

Tagesordnungspunkt 5 **Seite 21**

Verschiedenes



Inhaltsverzeichnis

Anwesenheitslisten	Seite 3
Sprechregister	Seite 6
Wortprotokoll	Seite 7



teilw. öff.

18. Wahlperiode



Deutscher Bundestag

Sitzung der Kinderkommission (13. Ausschuss)

Mittwoch, 17. Mai 2017, 16:00 Uhr

Ordentliche Mitglieder des Ausschusses	Unterschrift	Stellvertretende Mitglieder des Ausschusses	Unterschrift
<u>CDU/CSU</u> Pols, Eckhard		<u>CDU/CSU</u> Launert Dr., Silke	_____
<u>SPD</u> Rüthrich, Susann		<u>SPD</u> Bahr, Ulrike	_____
<u>DIE LINKE.</u> Müller (Potsdam), Norbert		<u>DIE LINKE.</u> Wunderlich, Jörn	_____
<u>BÜ90/GR</u> Walter-Rosenheimer, Beate		<u>BÜ90/GR</u> Dörner, Katja	_____

10. Mai 2017

Anwesenheitsliste

Referat ZT 4 - Zentrale Assistenzdienste, Tagungsbüro
Luisenstr. 32-34, Telefon: +49 30 227-32251, Fax: +49 30 227-36339

Seite 1 von 1



teilsr. öff.

Tagungsbüro



Deutscher Bundestag

Sitzung des Unterausschusses Kinderkommission (13. Ausschuss)

Mittwoch, 17. Mai 2017, 16:00 Uhr

	Fraktionsvorsitz	Vertreter
CDU/CSU	_____	_____
SPD	_____	_____
DIE LINKE.	_____	_____
BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN	_____	_____

Fraktionsmitarbeiter

Name (Bitte in Druckschrift)	Fraktion	Unterschrift
Lehner	Linke	<i>[Handwritten Signature]</i>
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____
_____	_____	_____

Stand: 20. Februar 2015
Referat ZT 4 – Zentrale Assistenzdienste, Luisenstr. 32-34, Telefon: +49 30 227-32659, Fax: +49 30 227-36339



**Anwesenheitsliste der Sachverständigen
für das öffentliche Expertengespräch zum Thema
„Queer, na und?!“
am Mittwoch, dem 17. Mai 2017, 16.00 Uhr**

Name	Unterschrift
Thomas Kugler Bildungsinitiative QUEERFORMAT, Bildungsinitiative KomBI – Kommunikation und Bildung Berlin	
Lisa Müller In&Out Jugendberatung – Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg e. V.	
Kerstin Oldemeier Deutsches Jugendinstitut e. V.	



Sprechregister der Abgeordneten und Sachverständigen

Abgeordnete

Vors. Beate Walter-Rosenheimer	7, 10, 13, 21
Abg. Susann Rüthrich	16, 17, 19, 20

Sachverständige

Thomas Kugler	10, 17, 18, 20, 21
Lisa Müller	13, 19, 20
Kerstin Oldemeier	7, 17, 18, 20



Tagesordnungspunkt 1

Öffentliches Expertengespräch zum Thema „Queer, na und?!“

Vorsitzende: Herzlich willkommen. Wir haben jetzt eine gute Stunde Zeit, dann muss uns der Kollege Pols von der CDU leider verlassen; der Kollege von der Linken, Herr Müller, kommt noch, um 17.25 Uhr haben wir Plenum für alle. Heute ist ja der Internationale Tag gegen Transphobie, Homophobie und Biphobie und heute haben wir die Auftaktsitzung der Kinderkommission zu diesem Thema „Queer, na und?!“ oder „Jung, queer, na und?!“. Möglichst viel Präsenz wäre gut, um zu zeigen, dass dieses Thema für uns wichtig ist. Es ist eine von vier Sitzungen zu diesem Thema und ich begrüße Sie als ReferentInnen sehr herzlich. Ich danke Ihnen, dass Sie den Weg hierher in den Bundestag gefunden haben und wir den Input gleich hören dürfen. Es ist ein wichtiger Tag und ich habe dieses Thema in meiner Vorsitzzeit gewählt, weil es sich die ganzen Jahre durch meine politische Laufbahn zieht und ich mich für dieses Thema einsetze. Schon in der letzten Legislaturperiode haben wir zu diesem Thema gearbeitet und ich glaube, man kann nicht oft genug auf die Liste schreiben, dass da noch viel zu tun ist. Kerstin, Du wirst uns eure Studie vorstellen und die Ergebnisse darstellen, dass noch sehr viel zu tun ist, was das Thema queere Jugendliche angeht. Deswegen haben wir uns auch entschieden, mehrere Sitzungen dazu durchzuführen und damit auch ein bisschen Gewicht in die Öffentlichkeit zu bringen, das versuchen wir auch über Pressemitteilungen. Wenn wir uns vorstellen, wie viele geflüchtete Menschen im Moment da sind und leider vermehrt in Länder abgeschoben werden, in denen sie wegen Homosexualität verfolgt werden und ihnen teilweise die Todesstrafe droht – in den letzten Tagen habe ich viele Mails bekommen, es gibt auch Zeitungsartikel dazu –, dann leben wir in Deutschland in einem gewissen Paradies, weil die Gesellschaft ein ganzes Stück weiter ist, gerade was die Ehe für alle angeht. Aber wir werden gleich hören, dass dieses Paradies auch viele Lücken hat und keineswegs alles so ist, wie wir uns das vorstellen. Ich begrüße Sie, Frau Dr. Mandler Gayer vom Familienministerium, und natürlich alle weiteren Gäste. Sie dürfen sich selbstverständlich alle beteiligen, wenn Sie möchten, Sie dürfen auch nur zuhören, ansonsten können Sie

gerne ans Mikrofon gehen und fragen oder einen Beitrag bringen. Wir leben in einer Zeit – also mich persönlich beschäftigt das sehr, wir haben dazu auch schon verschiedene Veranstaltungen gemacht –, in der es eine Art gesellschaftlichen Rollback gibt, und besorgte Bürgerinnen und Bürger meinen, sie müssten die Uhr wieder zurückdrehen und einiges in dieser Gesellschaft wieder gerade rücken, und dagegen wollen wir angehen. Das Besondere an der Kinderkommission ist ja, und das finde ich auch das Schöne, dass sich alle Fraktionen gemeinsam entschieden haben, auch dieses Thema zu beraten und in ihre Fraktionen zu tragen. Ich begrüße jetzt Susann Rührich von der SPD. Ich begrüße Sie jetzt in der Reihenfolge, wie Sie auch sprechen wollen: Kerstin Oldemeier vom Deutschen Jugendinstitut aus München, Thomas Kugler von der Bildungsinitiative QUEERFORMAT, Bildungsinitiative KomBI – Kommunikation und Bildung in Berlin, und Lisa Müller von der In&Out Jugendberatung des Jugendnetzwerkes Lambda. Es wird ein Wortprotokoll angefertigt, d. h. es wird aufgenommen, was gesprochen wird.

Kerstin Oldemeier (Deutsches Jugendinstitut e. V.): Vielen Dank für die Einladung. Bevor ich Ihnen einen Überblick über die zentralen Ergebnisse aus unserer Studie „Coming-out – und dann...?!“ gebe, möchte ich in zwei Folien auf Konzeption und Datengrundlage eingehen. Wir wollten wissen, wie LSBTQ-Jugendliche und junge Erwachsene ihr inneres und äußeres Coming-out erleben und gestalten. Außerdem wollten wir wissen, welche positiven und negativen Erfahrungen sie insbesondere in zentralen Lebensbereichen ihres Alltags, nämlich der Familie, den Bildungs- und den Arbeitsorten und dem Freundeskreis machen. Beantwortet haben wir das Ganze in zwei methodischen Zugängen. Wir haben bundesweit 40 Interviews mit LSBTQ-Jugendlichen und eine bundesweite Online-Befragung durchgeführt. Es handelt sich nicht um eine repräsentative Studie; das kann sie nicht sein, weil keine Grundgesamtheit von LSBTQ-Jugendlichen bekannt ist und dementsprechend keine Zufallsstichprobe gezogen werden kann. Da wir aber sehr viele Jugendliche erreicht haben, sind unsere Ergebnisse in hohem Maße fundiert und aussagekräftig. Es haben insgesamt über 5.037 Jugendliche an unserer Studie



teilgenommen. Die roten Balken sind die Jugendlichen, die Auskunft zu ihrer sexuellen Orientierung geben wollten, und die grünen Balken sind die Jugendlichen, die zu ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit Auskunft geben wollten oder gegeben haben. Zu den Auffälligkeiten, dass wir so viele Schwule und beispielsweise deutlich weniger Transfrauen erreicht haben, könnte ich etwas sagen, aber das trifft nicht den Kern der Studie; wenn Interesse besteht, sage ich dazu gerne später etwas. Sie sehen eine Kategorie „orientierungsdiverse Jugendliche“ sowie bei den Transjugendlichen eine Kategorie „genderdiverse Jugendliche“; das sind Sammelkategorien, um auch queere Jugendliche, also Jugendliche, die sich nicht entsprechend etablierter Kategorien verorten, erreichen bzw. mitnehmen zu können, also auch Ergebnisse erzeugen zu können. Das sind zum einen die Orientierungsdiversen und zum anderen die Genderdiversen. Da sind z. B. Jugendliche enthalten, die sich als polysexuell beschrieben haben oder aussagen, dass sie sich nicht kategorisieren lassen möchten. Bei den genderdiversen Jugendlichen sind z. B. agender-Jugendliche enthalten – da gibt es insgesamt zahlreiche Bezeichnungen. Wichtig ist zunächst, dass allein die Tatsache, dass wir so viele Jugendliche erreicht haben, schon ein Ergebnis ist; damit hatten wir tatsächlich nicht gerechnet. Wir haben uns selbstverständlich Mühe gegeben, möglichst viele Jugendliche zu erreichen, aber dass wir so viele erreichen, hätten wir nicht erwartet, und auch die Rückmeldung war entsprechend: „Danke, dass endlich jemand mal fragt, wie’s uns geht.“ In den Hauptstudien, in den großen Jugendstudien werden LSBTQ-Lebensweisen nahezu nie berücksichtigt, also das muss man durchaus auch als Ergebnis werten. Bei den Ergebnissen werde ich kurz etwas zum inneren Coming-out und zum äußeren Coming-out sagen. Bei den zentralen Lebensbereichen, bei den Alltagsbereichen, die ich gerade angesprochen hatte, haben wir uns insbesondere die Diskriminierungserfahrungen genauer angeschaut, und das wird dann den Schluss bilden.

Zum inneren Coming-out: Um den Prozess der Bewusstwerdung zu charakterisieren, ist das Zitat von Erik sehr anschaulich: „Also in der Grundschule war es mir eigentlich das erste Mal bewusst, da wusste ich aber noch nicht, was es bedeutet. Also ich wusste, dass ich kein typisches Mädchen

bin.“ Hier wird einerseits deutlich, dass junge LSBTQ-Menschen teilweise schon früh in der Kindheit das Gefühl des Andersseins empfinden und damit vielfach Jahre verbringen, bis es ihnen gelingt, entsprechend ihrer sexuellen und/oder geschlechtlichen Zugehörigkeit offen zu leben. In dem Zitat von Eric wird andererseits auch deutlich, dass LSBTQ-Jugendliche im Gegensatz zu ihren heterosexuellen Peers häufig nicht über geeignete Begrifflichkeiten verfügen, um ihre Empfindungen, ihre Erlebnisse und ihre Gefühle zu beschreiben. Entsprechend fehlt es auch an Rollenvorbildern. Viele LSBTQ-Jugendliche berichten, dass sie teilweise schon früh – also in der Kindheit – Ablehnung und Ausgrenzung insbesondere durch Peers erfahren, vor allem im Klassenverband, weil sie sich nicht entsprechend den erwarteten geschlechtsspezifischen Normen verhalten, also sich nicht wie ein „richtiges“ Mädchen oder wie ein „richtiger“ Junge verhalten. Daher kommen sehr häufig frühe Ablehnung- und Ausgrenzungserfahrungen. Insbesondere nicht heterosexuelle, also lesbische, schwule und bisexuelle und orientierungsdiverse Jugendliche berichten davon, dass ihnen das Sicherheitsgefühl fehlt, also: Woher weiß ich eigentlich, dass ich wirklich lesbisch oder schwul bin, obwohl ich die entsprechende Erfahrung nicht gemacht habe? Entsprechendes ist bei heterosexuellen Jugendlichen in der Regel eher nicht zu finden, dass sie also irgendeine Sicherheit brauchen, um zu wissen, dass sie wirklich heterosexuell sind. Häufig versuchen viele LSBTQ-Jugendliche – teilweise über lange Zeit –, ihre Empfindungen und ihr sexuelles und geschlechtliches Erleben aktiv zu verdrängen bzw. zu unterdrücken. Es gab Berichte, dass versucht wurde, den heterosexuellen Weg einzuschlagen, z. B. indem man sich als schwuler junger Mann dazu gezwungen hat, etwas mit jungen Frauen anzufangen oder auch heterosexuelle Pornos anzuschauen, um sich das auf diesem Weg irgendwie zugänglich zu machen – aber es hat einfach nicht funktioniert. Während des Prozesses der Bewusstwerdung ist ganz zentral, dass sie deutliche Ängste und Sorgen entwickeln, „was passiert, wenn ich jetzt offen sage, ich bin lesbisch oder ich bin trans*?“ Insgesamt ist für das innere Coming-out charakterisierend, dass es oft belastend ist, lange dauert und mit zahlreichen Entbehrungen verbunden ist.



Auf die Ängste und Sorgen gehe ich jetzt noch kurz näher ein. Hier dominiert auf jeden Fall die Ablehnung, entweder Ablehnung durch FreundInnen oder Familienmitglieder, gefolgt von verletzenden Bemerkungen und verletzenden Blicken, und dazu kommt die Sorge davor, in Schule oder Ausbildung und Arbeit Probleme zu bekommen. Kurz zu Ihrer Orientierung, das habe ich jetzt vergessen: Die roten Balken sind lesbische, schwule, bisexuelle und orientierungsdiverse Jugendliche und die grünen wieder die trans- und genderqueeren Jugendlichen. Hinweisen möchte ich auch noch auf die Sorge davor, sexuell beleidigt oder belästigt zu werden. Das ist von 37 Prozent der lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen genannt worden, bei den Transjugendlichen sind es auch knapp 29 Prozent, die davor Angst hatten. Wir haben auch gefragt, welche Gründe letztlich dazu geführt haben, dass sie ihre wahren sexuellen und geschlechtlichen Empfindungen anderen mitgeteilt haben. Der Grund war in erster Linie, dass sie mit jemandem über ihre Gefühle reden wollten, sie wollten sich nicht mehr verstellen müssen. An diesen beiden dominierenden Antworten wird vor allen Dingen deutlich, dass es mitnichten darum geht, irgendwie „out and proud“ zu sein und zu feiern. Das wird ja häufig im Diskurs genannt, also dass man in gewisser Weise anderen seine Sexualität aufdrängen, ein lustiger Vogel sein wolle. Das ist mitnichten der Fall, es geht ihnen wirklich nur darum, so wie heterosexuelle Peers auch zu dem zu stehen, was sie wirklich empfinden. Hervorzuheben ist hier noch, dass sie lange zu viel Angst davor hatten, aber dass sich irgendwann – das wissen wir vor allen Dingen aus den Interviews – so ein Handlungs- und Leidensdruck aufgebaut hat, dass sie irgendwann entschieden haben, es zu sagen. Bei den Transjugendlichen ist noch darauf hinzuweisen, dass für knapp 25 Prozent von Bedeutung war, dass sie ihre körperliche Transition beginnen wollten. Hierzu ist anzumerken, dass es gerade bei Transjugendlichen wichtig ist, das früh im Lebenslauf zu machen, um die Ausprägung von unerwünschten Körpermerkmalen möglichst früh zu unterbinden. Die erste Person, bei der sie sich letztlich geoutet haben, war mehrheitlich jemand aus dem Freundeskreis. Man muss ganz deutlich sagen, dass die Mehrheit der Jugendlichen eine positive Reaktion auf ihr Coming-out erlebt hat. 67 Prozent haben gesagt, die Reaktion war sehr gut, 25 Prozent haben gesagt, die Reaktion war eher gut

und der Rest, das sind etwas unter 10 Prozent, hat gesagt, es war schlecht oder eher schlecht. Das ist ein ganz klar positives Ergebnis, das man so auch sagen muss. Man muss aber gleichzeitig darauf hinweisen, dass die Sorgen und Ängste und Belastungen und Entbehrungen während des inneren Coming-outs, das bei einigen teilweise Jahre gedauert hat, durch diese positiven Erfahrungen nicht ungeschehen gemacht werden. Ziel muss es sein, diese positiven Erfahrungen nach einem äußeren Coming-out bereits schon in die Zeit der Bewusstwerdung zu verlagern.

Ich komme jetzt zu meinen beiden letzten Folien, zu den Diskriminierungserfahrungen in den zentralen Lebensbereichen. Diese Bereiche sind insofern von großer Bedeutung, als sie erstens alltäglich sind und man sich zweitens diesen Bereichen nicht wirklich entziehen kann, denn ohne Familie, Ausbildungs- und Arbeitsorte funktioniert das Leben nicht. Der obere blaue Balken, das sind die Erfahrungen in der engeren Familie, der mittlere gelbe Balken bezieht sich auf Bildungs- und Arbeitsorte und der untere graue Balken bezieht sich auf die Freundeskreise. Hier möchte ich vor allen Dingen auf die Unterschiede in den einzelnen Lebensbereichen hinweisen. 45 Prozent unserer 5.037 Jugendlichen haben angegeben, in der Familie Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben. Es dominiert die Erfahrung, nicht ernstgenommen zu werden, gefolgt von der Erfahrung, absichtlich ignoriert zu werden. Im Bereich der Bildungs- und Arbeitsstätte hat wiederum knapp die Hälfte der über 5.000 Jugendlichen angegeben, Diskriminierung erlebt zu haben. Hier ist die dominierende Erfahrung, beschimpft, beleidigt oder lächerlich gemacht zu werden. Die zweithäufigste Diskriminierungserfahrung ist hier, dass die LSBT-Lebensweise zu stark betont wurde. Hier möchte ich auf eine ambivalente Erfahrung innerhalb eines Lebensbereichs hinweisen: Einerseits werden sie beleidigt, beschimpft und lächerlich gemacht, aber andererseits besteht übertriebenes Interesse an der LSBTQ-Zugehörigkeit, es gibt also schon innerhalb eines Lebensbereichs sehr paradoxe Erfahrungen. Im Freundeskreis haben 41 Prozent – also am seltensten – Diskriminierung erlebt. Hier dominiert die Erfahrung, dass ihre Lebensweise zu stark betont wurde. Die zweithäufigste Erfahrung ist, dass ihr Leben, eher LSBT zu sein, nicht ernstgenommen wurde. Inte-



ressanterweise, überraschenderweise haben sie im Freundeskreis am häufigsten die Erfahrung gemacht, von Freunden gegen ihren Willen geoutet zu werden. An Bildungs- und Arbeitsorten haben sie demgegenüber am häufigsten so richtig – per Definition – Exklusionserfahrung gemacht, also ausgegrenzt oder ausgeschlossen zu sein. Wenn man die Diskriminierungserfahrungen der Jugendlichen in diesen Lebensbereichen etwas überspitzt – es ist als Wissenschaftlerin nicht meine Kernkompetenz, etwas zu überspitzen, aber in diesem Fall möchte ich das jetzt tun –, dann kann der Alltag so aussehen: In der Früh, bevor sie in die Schule oder in die Arbeit, an Bildungs- und Arbeitsorte gehen, werden sie innerhalb der Familie nicht ernst genommen; dann gehen sie in die Bildungs- und Arbeitsorte, wo sie beleidigt, beschimpft oder lächerlich gemacht werden, und nachmittags oder abends wird dann in ihrem Freundeskreis ihre LSBTQ-Zugehörigkeit zu stark betont. Das sind unter Umständen sehr paradoxe Erfahrungen im Alltag, und das jeden Tag.

Jetzt komme ich zur letzten Folie, und zwar zu den Diskriminierungen in weiteren Bereichen. Aus unserer Studie hat sich auch noch ergeben, dass es diese nicht nur in diesen zentralen Lebensbereichen gibt. Hierzu ein Zitat von Biane: „Dann ist einer vorbeigegangen, hat sich dann noch extra umgedreht und gesagt, das wäre eine Beleidigung für seine Augen, wir sollen mit dem Rumgeschwule aufhören.“ In den Interviews wurde einigermassen häufig genannt, dass solche Kommentare gerade im öffentlichen Bereich von völlig unbekanntem Personen, die sich irgendwie provoziert fühlen oder was auch immer, fallen – sehr häufig im Nahverkehr, Straße und Fußgängerzone, sehr häufig auch in Clubs und Bars, außerdem im Internet, in der weiteren Familie, in Behörden und im medizinischen Bereich. Jede dritte LSBTQ-Jugendliche und jedes zweite Trans-Mädchen hat berichtet, in der Öffentlichkeit sexuell belästigt oder beleidigt worden zu sein, das bezieht sich ausschließlich auf die Öffentlichkeit, nicht auf die Familie oder Bildungs- und Arbeitsorten. Da kann man selbstverständlich auch eine Sexismusdebatte anschließen, aber das tun wir heute nicht. Insgesamt muss man ganz klar sagen, dass 82 Prozent aller TeilnehmerInnen unserer Studie schon einmal in irgendeinem Lebensbereich aufgrund ihrer sexuellen oder geschlechtli-

chen Zugehörigkeit Diskriminierung erfahren haben. Bei den Trans-Jugendlichen sind es statistisch gesehen – wir reden hier von 100 Prozent – 96 Prozent, also eigentlich nahezu ein jeder hat schon Diskriminierung erfahren. Aus diesem Grund ist zu sagen, dass Diskriminierung im Alltag eine hohe Relevanz hat, und zwar sowohl die erlebte als auch die befürchtete. Ich bin jetzt fertig, für weitere Ergebnisse können Sie gerne unsere Broschüre bestellen.

Vorsitzende: Herzlichen Dank, liebe Kerstin. Ich finde es immer wieder spannend, ich kenne es ja schon, aber danke für die Darstellung. Wir machen jetzt, wenn es keine wichtigen Fragen gibt, die Runde zu Ende. Dann bitte ich Sie, Thomas Kugler, um Ihren Input.

Thomas Kugler (Bildungsinitiative QUEERFORMAT, Bildungsinitiative KombI – Kommunikation und Bildung Berlin): Herzlichen Dank für die Einladung in diese Kommission und die Gelegenheit, hier zu Ihnen zu sprechen. Mein Name ist Thomas Kugler, ich bin Diplomsozialpädagoge und seit 1993 in der Fortbildungsarbeit mit pädagogischen Fachkräften bei der Bildungseinrichtung KombI – Kommunikation und Bildung – in Berlin tätig, einem der beiden Träger der Bildungsinitiative QUEERFORMAT, die seit sieben Jahren den Berliner Landesaktionsplan gegen Homophobie und Transphobie im Bildungsbereich umsetzt. Ich würde Ihnen gerne ein paar Einblicke zu queeren Jugendlichen als vulnerable Gruppe geben, dann einen kurzen Blick in die Jugendhilfe in Bezug auf die Fachkräfte werfen und schließlich Handlungsbedarfe identifizieren.

Heute vor drei Jahren hat die Generaldirektorin der UNESCO, also der welthöchsten Bildungsbehörde, folgendes verlauten lassen: „Studien zeigen, dass Gewalt und Mobbing an Schulen häufig gegen Kinder und Jugendliche gerichtet sind, die in der Wahrnehmung der anderen die normalen Genderanforderungen nicht erfüllen. Das schließt Kinder und Jugendliche ein, die als LGBT wahrgenommen werden. Diese Gewalt stellt eine unmittelbare Bedrohung des Rechts auf Bildung dar, sie beeinträchtigt das Lernen in der schwierigen Übergangszeit zum Erwachsenenalter. Diese Ge-



walt spiegelt die gesamtgesellschaftliche Situation wider und setzt eine Kultur des Hasses und der Intoleranz fort. Gemessen in Menschenleben bedeutet sie einen enormen Verlust, da homophobe und transphobe Gewalt tödliche Folgen haben kann.“ Ich wollte dieses Zitat von höchster Stelle vorausschicken, um einen größeren Kontext zu umreißen. Folgerichtig hat die UNESCO vor einem Jahr den weltweit ersten UN-Bericht über Gewalt aufgrund der sexuellen Orientierung und Geschlechtsidentität bzw. des Geschlechtsausdrucks veröffentlicht. Hier wird ein wirklich globaler Blick eingenommen. Einige Befunde daraus zeigen, dass eine hohe Zahl von LGBT-SchülerInnen homophobe und transphobe Gewalt an Schulen erlebt. Sehr interessant ist auch, dass SchülerInnen, die nicht LGBT sind, aber Genderanforderungen nicht erfüllen, zu Opfern werden, dass schulbezogene homophobe und transphobe Gewalt Bildungswege, Berufschancen und das Wohlbefinden beeinflusst. Schließlich stellt die UNESCO fest, dass der Bildungssektor für eine sichere und inklusive Lernumgebung für alle SchülerInnen verantwortlich ist. Ich finde das in der Zusammenfassung und auch in der globalen Zusammenschau für sehr lesenswert und möchte vom Titel dieses Berichtes ausgehend – Sie sehen die Bezugnahme auf Geschlechtsidentität und Geschlechtsausdruck – einen kleinen Exkurs zum Wording machen: Wie wird über diese Themen gesprochen? Ich finde das selbst sehr erhellend. „SOGI“ – das sind die internationalen Buchstaben, die hier auftauchen, also sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität, die seit etwa elf Jahren mit der Veröffentlichung der Yogyakarta-Prinzipien aufgerufen werden. Inzwischen kommt noch etwas dazu – „SOGI plus“ sozusagen –, es ist auch von Geschlechtsausdruck und Geschlechtsmerkmalen die Rede, also Gender expression und Sex characteristics. Das könnte vielleicht auch eine Anregung für die Perspektiven der Kommission sein. Das fortschrittliche maltesische Gesetz, das vor zwei Jahren erlassen wurde, nennt sich „Gender identity, Gender expression, Sexual characteristics Act“ oder „GIGESC-Bill“, da finden Sie die Bezugnahme auch auf Geschlechtsmerkmale, das zielt vor allem auf den Schutz intergeschlechtlicher Kinder ab. Im bundesdeutschen Diskurs ist der Begriff „Sexuelle Identität“ sehr wichtig, der in Landesverfassungen, erstmals im Betriebsverfassungsgesetz und seit 2006 auch im

Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz gebraucht wird. Gemäß Gesetzesbegründung bezieht sich diese Formulierung auf sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität, fasst also die beiden Themen zusammen, obwohl das teilweise auch anders dargestellt wird. Die Bundesantidiskriminierungsstelle setzt z. B. sexuelle Orientierung mit sexueller Identität gleich – darüber kann man auch diskutieren. Ein anderes Begriffspaar ist sexuelle und geschlechtliche Vielfalt, das finden wir vor allem im Zusammenhang mit Aktionsplänen der Bundesländer. Das war ein kleiner begrifflicher Exkurs.

Laut Grundrechteagentur der Europäischen Union geben Fachkräfte an, dass SchülerInnen sich oft dafür entscheiden, unsichtbar zu bleiben, um nicht Opfer zu werden. Da ist also die bereits geschilderte Erfahrung aus Schulen mit angesprochen. Das wiederum macht es schwer, ihre Bedürfnisse zu verstehen und auch konkrete Maßnahmen zu ergreifen. Schon 2006 hat eine Vergleichsstudie aus 37 europäischen Ländern zur Diskriminierungserfahrung aufgrund der sexuellen Orientierung oder der Geschlechtsidentität ausgerechnet Schule und Familie als die beiden gefährlichen Orte für queere Jugendliche identifiziert. Sie sehen die Zahlen: Für die Schule haben damals 61 Prozent der Befragten Diskriminierungserfahrungen angegeben, für die Familie 51 Prozent. Das ist natürlich bedenklich, weil beides Sozialisationsinstanzen sind, die schwer vermeidbar sind: Ich finde mich irgendwie in einer Familie vor und ich bin in einem Land mit Schulpflicht auch genötigt, in der Schule zu erscheinen. Wenn also dort etwas schief geht, dann ist es wirklich kompliziert und dann spielt das Stichwort Verletzbarkeit oder Vulnerabilität eine große Rolle – queere Jugendliche, aber insgesamt Jugendliche als vulnerable Gruppen, da wird häufig über Behinderung, Migrationshintergrund, Bildungsbenachteiligung, Geschlecht und sozioökonomischen Status diskutiert. Neu wäre die Perspektive, hier auch sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität mit einzu beziehen, möglicherweise auch Geschlechtsausdruck. Wichtig ist dabei immer, einen intersektionalen Blick einzunehmen, der die Verwobenheit von Gruppenzugehörigkeiten und die gegenseitigen Bedingtheiten von Mehrfachzugehörigkeiten mit in den Blick nimmt. Ziel muss immer sein, Inklusion als die Erfahrung von Beteiligung zu



gewährleisten, im Gegensatz zu Ausschlusserfahrungen, die im Zusammenhang mit diesen Gruppenzugehörigkeiten häufig dokumentiert sind. Spezielle Gründe für die Vulnerabilität von queeren Jugendlichen sind die gravierenden Auswirkungen von Heteronormativität auf alle Lebensbereiche, repräsentiert durch gesellschaftliche Erwartungen, die an Jugendliche herangetragen werden. Niemand meint es böse mit der Frage an ein 14-jähriges Mädchen, „hast Du schon einen Freund?“ Aber das ist keine inklusive Frage, sondern eine heteronormativ begründete Frage. Heteronormativität steht als Begriff für die strikte Zweigeschlechterordnung, die keinen dritten Raum öffnet, für die Eindeutigkeit, Unveränderbarkeit und Hierarchisierung von Geschlecht und die Regulierung von Heterosexualität als der Norm des Begehrens schlechthin. Dieses System zieht sich durch und findet sich beispielsweise auch im Rechtsbereich wieder. Auch hier geht es um intersektionales Zusammenwirken unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeiten. Wichtig ist hier, eine intersektionale Analyse vorzunehmen, die dies einbezieht und vor allem auch heteronormativitätskritischen Entgegnungen gegenüberstellt.

Im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe ist die gesetzliche Lage sehr klar. Das Kinder- und Jugendhilfegesetz gibt vor, Persönlichkeitsentwicklung zu unterstützen, Benachteiligungen abzubauen, vor Gefahren zu schützen und positive Lebensbedingungen zu schaffen. Die Transferleistung dieser Aufträge auch auf LGBT-TIQ-Jugendliche und Kinder aus Regenbogenfamilien zu beziehen, ist eigentlich ein sehr simpler gedanklicher Schritt, aber in der Praxis häufig noch nicht vollzogen. Es geht darum, diesen Transfer auch zu vollziehen. Ich soll auf die Fachkräfte eingehen, das ist auch mein Metier. Unsere Bildungseinrichtung erreicht 2.000 Fachkräfte in den Bereichen Schule sowie Kinder- und Jugendhilfe im Jahr. Ich möchte aber weniger aus meiner Erfahrung sprechen, sondern vielmehr die große Studie aus München vorstellen. Es wurden etwa 800 Fachkräfte befragt, und der Befund zeigt sehr deutlich, dass spezifische Fachkenntnisse zu LGBTI-Lebensweisen – „I“ war nicht dabei, das war ein Versprecher – fehlen. Und es gibt zu wenige Angebote für LGBT-Jugendliche. Die gute Nachricht ist, die Fachkräfte sind sehr aufgeschlossen, das kann ich auch aus meiner Praxis

bestätigen. Aus Sicht der pädagogischen Fachkräfte sind das hilfreiche Maßnahmen: Eine klare Antidiskriminierungshaltung im eigenen Arbeitsbereich ist hier die häufigste Nennung. Weiter werden niedrigschwellige Informationsmöglichkeiten für LGBT-Jugendliche und der Wunsch nach fachlicher Fortbildung für sich selbst oder für das Team angegeben.

Ich komme zu der Frage, was die Bundespolitik tun kann, damit queere Jugendliche unter verbesserten Rahmenbedingungen aufwachsen können. Hier geht es aus meiner Sicht vor allem um ein politisches Mainstreaming von Themen geschlechtlicher und sexueller Vielfalt, d. h. es geht darum, diese Themen als Querschnittsaufgabe zu verstehen, sie zu benennen und auch inhaltlich zu qualifizieren, also wirklich immer zu sagen, um wen es geht, um welche Gruppen es geht. Es gibt beispielsweise sehr unterschiedliche Bedarfe von intergeschlechtlichen Kindern im Vergleich zu lesbischen Mädchen. Bei den Handlungsbedarfen sehe ich etwa Gesetze, politische und fachliche Vorgaben, Leitlinien, curricula, Berichte usw. als die möglichen Handlungsfelder.

Ich möchte Ihnen ein paar Beispiele guter Praxis aus meiner Sicht kurz vorstellen. Wenn es etwa um Gesetze geht, so finden wir im Berliner Ausführungsgesetz zum KJHG seit 2004 eine Bezugnahme auf den Umgang mit Menschen unterschiedlicher sexueller Identität – das steht dort. Es ist zum ersten Mal die Formulierung „sexuelle Orientierung“ gewählt. Inklusiv sexuelle Identität ist als Kriterium auch für die Jugendbildung aufgenommen worden. Auch das Berliner Kindertagesförderungsgesetz schließt sexuelle Identität mit in seinen Auftrag ein, Berliner Kinder auf das Leben in einer demokratischen Gesellschaft, in der niemand benachteiligt wird, vorzubereiten. Ein anderes Beispiel guter Praxis aus dem Raum der politischen Vorgaben: Es ist sehr hilfreich und wirksam, wenn eine Ministerin – es ist schön, dass das Ministerium hier vertreten ist – anlässlich des heutigen Tages – wenn auch vor zwei Jahren – öffentlich erklärt, für Homo- und Transphobie ist in unserer Gesellschaft kein Platz. Es ist im Bereich fachlicher Vorgaben sehr hilfreich, wenn die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter schon 2003 einen Beschluss mit dem Titel



„Sexuelle Orientierung ist ein relevantes Thema der Jugendhilfe“ gefasst hat. Er wäre bestimmt auch für eine Ergänzung reif, also Geschlechtsidentität sollte hier bestimmt noch ergänzt werden, möglicherweise auch Geschlechtsausdruck. Es ist sehr hilfreich, wenn Leitlinien – wie beispielsweise im Bundesland Brandenburg – zur geschlechtergerechten Jugendarbeit verfasst werden, die die Vielfalt von Geschlechtern und Geschlechterverhältnissen breit ausdifferenziert zeigen. Und es ist hilfreich, wenn in öffentlichen Berichten, wie etwa dem zweiten Kinder- und Jugendbericht aus Rheinland-Pfalz, auch queere Jugendliche einen Raum erhalten. Meines Wissens ist das der erste Bericht dieser Art, in dem diese Perspektive eingenommen wurde. Das wäre auch eine Anregung für den Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung oder auch für Materialien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, die mehrheitlich doch sehr stark heteronormativ ausgerichtet sind.

Zu Handlungsbedarfen möchte ich ein paar Vorschläge vorstellen. Wiederum ein Zitat von Frau Schwesig, die vor zwei Jahren sagte: „Die vollständige rechtliche Gleichstellung der Geschlechtsidentität in allen Lebensbereichen soll garantiert werden, insbesondere durch Ermöglichung der Namens- und Personenstandsänderung in offiziellen Urkunden auf schnelle transparente und zugängliche barrierefreie Weise.“ Das ist eine internationale Vorgabe und eine gute Anregung, sich diesen Bereichen in Bezug auf Transjüngliche zu widmen. Ich erzähle bestimmt nichts Neues, wenn ich auf Bereiche hinweise, zu denen schon Berufenere gesprochen haben. Ich weise auf das Gutachten des Deutschen Instituts für Menschenrechte „Geschlechtervielfalt im Recht“ hin, das für das Bundesministerium erarbeitet worden ist und im Januar veröffentlicht wurde und fasse kurz einige Dinge zusammen: Es steht eine Reform des transexuellen Gesetzes an; eine Antragslösung wie etwa in Argentinien ist hier mit Sicherheit der bessere Weg im Vergleich zu den gerichtlichen Lösungen, wie es jetzt der Fall ist. Schutz von intergeschlechtlichen Kindern etwa mit einem Operationsverbot wie in Malta. Das haben Sie als Kommission auch in Ihrer Stellungnahme im letzten Juni gefordert, was mich sehr gefreut hat. Oder auch die heute anstehende Frage zur Ehe wie etwa in Irland. Vielleicht ist es ein Zufall, dass hier

drei katholische Länder genannt sind. Das ist auch ein Thema, das sich durch die Öffentlichkeit, die es gewinnt, auf Jugendliche und ihre Lebenswelten auswirkt. Auch die Änderung im Personenstandsrecht, also eine dritte Option unter Wahrung der Selbstbestimmung einzuräumen. Man sollte auch darüber nachdenken, ob das allgemeine Gleichbehandlungsgesetz in seinem Diskriminierungsschutz nicht auf den Bildungsbereich und damit auch auf Schulen erweitert werden könnte. Das ist im Moment ja noch eine Leerstelle. Eine Anregung wäre auch, insgesamt im Familienrecht nichtheteronormative Familienmodelle zu stärken und abzusichern. Für queere Kinder und Jugendliche: Kinderrechte stärker in den Blick nehmen, Diskriminierungsfreiheit, Selbstbestimmung und Kindeswohl als Grundlagen. Auch da verweise ich auf Ihre Stellungnahme zur Umsetzung der Kinderrechtskonvention in Deutschland. Ich finde, dass da der richtige Weg schon beschritten ist. In Bezug auf Transkinder erfahren wir in der Praxis sehr häufig, dass für gelingende Übergänge von der Kita in die Grundschule Regelungen sehr wichtig wären, etwa zur Ansprache und zur Dokumentation – also: Wie werde ich im Klassenbuch geführt? Wie können Zeugnisse ausgestellt werden? Wie werde ich überhaupt angesprochen?

Abschließend die Zusammenschau: Bezugnahme auf Kinderrechte und sexuelle und geschlechtliche Vielfalt im Bereich Schule, d. h. in Schulgesetzen und in untergesetzlichen Bestimmungen für Schule, aber auch frühe Bildung und außerschulische Bildung. Das wäre eine Anregung, die ich geben möchte, ebenfalls in Bezug auf Maßnahmen in der Kinder- und Jugendhilfe. Das ist das, was ich für Sie vorbereitet hatte und auch ich bin gerne für weitere Fragen für Sie da. Danke.

Vorsitzende: Herzlichen Dank, Herr Kugler. Dann gebe ich weiter an Frau Müller. Jetzt kann ich hier gleich Dich, Norbert Müller, begrüßen, unseren Kollegen von der Linken.

Lisa Müller (In&Out Jugendberatung – Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg e. V.): Auch von mir herzlichen Dank für die Einladung. Meine Aufgabe ist es, aus einer sehr nahen Perspektive – also nah an den Jugendlichen – zu berichten. Ich



komme gemeinsam mit Jasmina Maurer vom In&Out Jugendberatungsprojekt Lambda. Ich möchte zum einen erzählen, was wir machen, weil ich glaube, dass wahrscheinlich nicht alle hier wissen, was In&Out anbietet, und zum andern einen kurzen Überblick über die klassischen Beratungsthemen bieten, mit denen Jugendliche und junge Erwachsene zu uns kommen. Ich habe drei Fallbeispiele mitgebracht, denn nach meiner Erfahrung wird es ein bisschen klarer, wie es den Jugendlichen geht, wenn sie mit ihren eigenen Worten sprechen können. Das sind Zitate aus den E-Mails, die wir erhalten haben. Für das Ende habe ich ein kleines Fazit vorbereitet, was aus unserer Sicht Bedarfe für Jugendliche und junge Erwachsene sind.

Ganz kurz nur, In&Out ist das Peer-zu-Peer-Beratungsprojekt des Jugendnetzwerks Lambda, wir beraten seit 1995 Jugendliche und junge Erwachsene. Angefangen hat das als Telefonberatung und ging immer mehr in den Bereich Online-Beratung über. Inzwischen machen wir E-Mail-Beratung und Chatberatung. Chatberatung machen wir seit zwei Jahren und zunächst noch für ein Jahr, wir hoffen sehr auf eine Weiterfinanzierung. Das Projekt wird zum Glück insgesamt durch das Bundesfamilienministerium finanziert. Die ersten Jahre waren wir ausschließlich ehrenamtlich aktiv und können jetzt seit einigen Jahren zwei halbe hauptamtliche Stellen zur Verfügung stellen, um die ehrenamtlichen BeraterInnen zu unterstützen. Jasmina berät auch ehrenamtlich bei In&Out, das ist ein bisschen das Steckenpferd von Lambda insgesamt, dass wir den Ansatz gehen, Jugendliche unterstützen Jugendliche oder junge Erwachsene unterstützen junge Erwachsene und nicht so ein stark professionalisiertes Angebot haben. Wir haben ungefähr 500 Beratungen pro Jahr, die Tendenz ist steigend, es zeichnet sich nicht ab, dass Jugendliche und junge Erwachsene keine Probleme mehr haben und deswegen uns nicht mehr schreiben – im Gegenteil, es werden tendenziell mehr Beratungen. Wir verweisen häufig auch in andere Bereiche von Lambda, also wir haben auch Jugendgruppen, Jugendfreizeiten, d. h., die Beratung ist teilweise auch das Tor zum vielfältigen Angebot von Lambda insgesamt. Die Beratungsanliegen der Jugendlichen, die uns schreiben – Jugendliche meint Jugendliche bis 26, das ist zumindest unsere Ziel-

gruppe, das jüngste Kind war mal acht, aber klassischerweise ist schon eher die Pubertät das Alter, dem die meisten zuzuordnen sind, die uns schreiben –, lassen sich so ähnlich wie das meine VorrednerInnen gemacht haben grob in folgende thematische Bereiche einteilen: ob es eher um Geschlechtsidentität oder eher um sexuelle Identität geht; es lässt auch ein bisschen anhand der Phase einteilen, in der sich die Jugendlichen gerade befinden, also sind sie gerade mittendrin im Coming-out, also im Sinne einer Selbstidentifikation, Selbstfindung oder sind sie eigentlich schon in ihrer Identität gefestigt und haben einfach ganz praktische Lebensfragen und trauen sich damit nirgends so hin, außer z. B. zu uns.

Ich habe ein paar Beispiele mitgebracht. Im Bereich Geschlechtsidentität, also Coming-out-begleitend sind ganz typische Fragen: „Bin ich trans?“ oder „Ich bin kein Mädchen, was kann ich tun?“, „Wer unterstützt mich?“ Später, wenn das Coming-out oder die Selbstfindung einigermaßen vorbei ist, kommen Fragen zum Thema Beziehung oder auch „Wo finde ich andere Genderqueers?“ oder „Wo finde ich GutachterInnen oder ÄrztInnen, die mich unterstützen können?“ Im Bereich sexuelle Identität ist der Klassiker: „Bin ich lesbisch oder bi oder doch hetero?“ oder auch „Ich ekele mich vor mir selbst, wieso hat es mich getroffen?“, „Was sagen die anderen?“ Später, wenn das Coming-out schon fortgeschrittener ist, folgen Themen im Zusammenhang mit Mehrfachzugehörigkeit, also die Frage: „Soll ich mich jetzt eher für die Gruppe oder für die Gruppe entscheiden? Das geht alles gar nicht“, oder „Wie finde ich eine Partnerin, einen Partner?“ oder auch Familienprobleme, also Ausgrenzungserfahrung oder Diskriminierungserfahrung in der Familie oder Schule usw. Das sind nur Beispiele und auch nicht nach Häufigkeit, sondern willkürlich gewählt.

Dann würde ich in meine Beratungsbeispiele einsteigen, die ich natürlich anonymisiert habe. Diese E-Mails sind so nicht im Wortlaut an uns geschrieben worden und trotzdem kann ich dafür garantieren, dass wir sehr ähnliche E-Mails bekommen. Ich lese das jetzt vor und gehe dann kurz darauf ein, was da aus meiner Sicht an Themen herauspricht: „Hallo, ich bin 14 Jahre alt und ich



habe schon lange den Wunsch, ein Junge zu sein. Ich fühle mich nicht wie ein Mädchen und ich möchte keine Frau sein, ich will keine Brüste kriegen. Ich kann es niemandem sagen.“ Hier deutet sich schon in der ersten E-Mail und dann auch im späteren Beratungsverlauf an, dass es um das Thema Geschlechtsidentität geht, also um eine Transperson oder – im Endeffekt – einen Transjungen, für die die Frage ist, wie sie aus dieser Situation herauskommt, dass sie im Moment die einzige Person ist, die weiß, dass sie ein Junge ist. Das ist ganz häufig ein relativ langer Prozess, den wir in der Beratung begleiten, bis der Jugendliche an den Punkt kommt, die Entscheidung für sich zu treffen, es anzuerkennen, dass er wirklich ein Junge ist. In diesem Beispiel hat sich der Junge am Ende entschieden, dass das stimmt, dass er ein Junge ist. Es könnte durchaus auch sein, dass Jugendliche sich dann als nichtbinär verorten, also da gibt es unterschiedliche Varianten. Dann gibt es auch die Frage, wie möchte ich mich bei jemanden outen, was hätte das für Konsequenzen? Dann kommen die ersten Versuche, das Thema anzusprechen. Für uns in der Beratung geht es gar nicht so sehr darum, die Jugendlichen in irgendeine Richtung zu drängen, sondern sie zu stärken, damit sie diese Zeit überhaupt durchhalten und dann vielleicht irgendwann auch Entscheidungen treffen können, mit denen sie gut leben können – und selbst wenn es die Entscheidung ist, dass sie das zunächst für sich behalten, dass sie auch mit dieser Situation zurechtkommen können. Eine zweite, relativ klassische E-Mail möchte ich jetzt als nächstes vorlesen: „Hallo Lambda-Team, ich hoffe, ihr könnt mir Tipps geben und eure Erfahrungen mitteilen, denn ich möchte mich outen und rechne mit dem Schlimmsten. Ich bin 18 und schwul. Es fällt mir immer noch schwer, mich selbst als schwul zu definieren, merke ich. Es besteht gar kein Zweifel für mich, dass ich so bin wie ich bin. Das Problem ist, dass Schwule und Leute, die anders sind, in meiner Familie gehasst werden. Ständig schimpft mein Vater über Homosexuelle auf die übelste Weise. Ich selbst muss dauernd daran denken, das Thema lässt mir keine Ruhe und die psychische Last ist enorm. Meine Freunde wissen von nichts, Familie auch nicht – keiner weiß was. Ich selber weiß es seit ich 12 oder 13 bin und habe immer versucht, diese Gedanken und Gefühle zu verdrängen. Wenn ich mich oute, werden meine Eltern mich aus der Wohnung

schmeißen. Sie werden niemals akzeptieren, dass ich schwul bin. Meine Familie ist mir jedoch das Wichtigste im Leben. Ich will sie nicht verlieren. Was soll ich machen? Habt ihr einen Tipp für mich? Danke schon mal.“ In der Mail sind noch mehr Sorgen des Jugendlichen beschrieben worden. Kerstin hat schon darauf hingewiesen, dass es häufig eine lange Zeit gibt, in der Jugendliche das Thema verdrängen, in der sie sich teilweise in der Schule nicht konzentrieren können, weil es trotzdem dauernd präsent ist, in der sie auch Schwierigkeiten haben, überhaupt innige Freundschaften, innige Beziehungen einzugehen, weil es auch irgendwie immer so ein Geheimnis ist. Viele Jugendliche werden von ihren FreundInnen nach Verliebtheiten usw. gefragt und können darauf nicht eingehen. All diese Sachen sind irgendwie Kleinigkeiten und können aber dennoch stark die Entwicklung von Jugendlichen behindern, weil es die klassischen Entwicklungsaufgaben in diesem Alter deutlich erschwert, mit diesem Geheimnis jeden Tag herumzulaufen. Dazu kommen noch ganz klassische Sorgen wie Wohnungslosigkeit. Häufig tritt sie dann nicht ein, aber wir wissen von KollegInnen, die im Bereich Obdach Unterstützung für obdachlose Jugendliche anbieten, dass es dort ein erhöhtes Vorkommen von trans- und queeren Jugendlichen gibt. Wir können ahnen, dass es bei Jugendlichen, die sich outen, deutlich häufiger zu Rausschmissen kommt als bei Jugendlichen, die sich nicht outen müssen, weil sie hetero und cis-geschlechtlich sind. Der letzten E-Mail sieht man an, dass es durchaus Jugendliche gibt, die mit ihrer Identität sehr selbstbewusst umgehen, aber trotzdem unter der Heteronormativität ein Stück weit leiden. „Hi, vorweg schon mal vielen Dank. Ich finde super, dass ihr so eine Seite gemacht habt. Nur weiß ich nicht, wie ich einem Mädchen näher kommen soll? Sie ist in meiner Klasse und ich habe mich wahnsinnig verliebt. Aber ich weiß nicht, ob sie auch so empfindet? Meine beste Freundin meint, ich soll es ihr einfach sagen, aber ich weiß nicht, wie sie reagieren wird?“ Über solche Mails freue ich mich immer sehr, weil daraus so eine Realität spricht, dass es für manche Jugendliche normal geworden ist, mit ihren besten FreundInnen über ihre Verliebtheiten zu sprechen. Da spricht aber auch heraus, dass sich diese Jugendliche nicht einfach an ihre Vertrauenslehrerin wendet oder an irgendeine andere Bezugsperson, sondern uns als Institution aufsucht, weil sie



wahrscheinlich zurecht in allen möglichen anderen Kontexten eine gewisse Heteronormativität erwartet. Darauf gehe ich aber jetzt nicht weiter ein, ich möchte jetzt direkt zum Fazit kommen.

Was brauchen LSBTIQ-Jugendliche? Aus unserer Tradition würde ich sagen – und das beweisen auch einige Studien der letzten Zeit –, dass Peerangebote sehr wichtig sind für die Unterstützung von queeren Jugendlichen, jetzt als Überbegriff. Wir haben selbst eine kleine Evaluation gemacht und dabei kam heraus, dass sich die Jugendlichen tatsächlich an uns gewandt haben, weil bei uns klar war, dass andere Jugendliche beraten, und zwar Jugendliche, die nicht hetero und nicht cis-geschlechtlich sind. Das gleiche gilt für Jugendgruppen, in ganz vielen Städten gibt es einen unglaublichen Zulauf in den Jugendgruppen. Wir hören immer wieder von Jugendgruppen z. B. irgendwo in Süddeutschland, wo teilweise 50 Jugendliche hingehen, dass es einen großen Bedarf, ein großes Interesse von queeren Jugendlichen gibt, sich mit anderen in anderen Peerkontexten zu bewegen. Dafür gibt es aber faktisch keine Finanzierung, dieser gesamte Bereich ist ehrenamtlich und es gibt keine finanzielle Unterstützung von staatlicher oder irgendwie institutioneller Seite. Im Beratungsalltag merken wir, dass den Jugendlichen die starke Abhängigkeit von der Herkunftsfamilie immer wieder auf die Füße fällt. Das wurde durch die Hartz-Gesetze noch verschlimmert, da Jugendliche bis 25 heute fast unmöglich ausziehen können. Für uns bedeutet das, dass alle Entwicklungen in die Richtung, dass Jugendliche Unterstützung dafür bekommen, dass sie notfalls früher ausziehen können, für Jugendliche hilfreich ist. Man hat ja in der zweiten E-Mail gesehen, wie stark diese Angst ist, mit der Familie in Konflikt zu geraten. Zur Stärkung der Rechte von Trans-Jugendlichen wurde schon vieles gesagt. Für unsere Jugendlichen wäre es super, wenn es in den Schulen eine klare Rechtssicherheit oder überhaupt eine Vorgabe gäbe, dass es erlaubt ist, Jugendliche bei ihrem Wunschnamen anzusprechen, denn das erlaubt den LehrerInnen, die Wunschildentität wahrzunehmen. Momentan handhaben es die Schulen unterschiedlich und es gibt tatsächlich Schulen, die sich weigern, Jugendliche in ihrer Identität ernst zu nehmen, obwohl sie dazu die Möglichkeiten hätten. Aber es geht auch um eine stärkere Unabhängigkeit von den Eltern, alles

was Transrechte verbessert, hilft natürlich auch Transjugendlichen und die Unabhängigkeit von den Eltern würde an vielen Stellen Transjugendliche unterstützen. Ganz allgemein ist Sichtbarkeit wichtig. Es wurde schon erwähnt, man könnte in der Öffentlichkeit eine richtig große Kampagne zu diesem Thema machen, das wäre schön. Man könnte auch im Kleinen etwas tun, so sind viele LehrerInnen nicht geoutet, d. h. die LehrerInnen trauen sich anscheinend nicht, in ihren Schulen offen lesbisch, schwul, gender, queer, wie auch immer, aufzutreten. Aber genau solche LehrerInnen brauchen Jugendliche – Erwachsenenvorbilder, die sozusagen ganz „normal“ sind und nicht nur diese Personen, die einmal irgendwo in den Medien auftauchen und dann wieder verschwinden. Wir bräuchten dringend einen Diskriminierungsschutz in den Schulen, und da ist klar, dass es eine intersektionale Ausrichtung geben muss, d. h. man kann nicht sagen, es darf keine Diskriminierung mehr von sexuellen und geschlechtlichen Identitäten geben, aber Rassismus ist nicht unser Thema. Natürlich greifen diese Themen ineinander, es muss immer darum gehen, alle Form von Diskriminierung in Schach zu halten. Zum Thema Intergeschlechtlichkeit habe ich nichts aufgeschrieben, aber auch da brauchen wir Klarheit, dass es ein Recht auf körperliche Unversehrtheit bei Interkindern und -jugendlichen geben muss. Damit bin ich am Ende.

Abg. **Susann Rührich** (SPD): Dann fange ich mit zwei Fragen an. Vielen Dank für die Ausführungen. Sie haben gerade dankenswerterweise auch diese Diskrepanz zwischen den großen Befürchtungen beim inneren Coming-out, die sich dann wahrscheinlich zumindest nicht in Gänze so erfüllen, beschrieben. Es wird also eigentlich positiv aufgenommen und trotzdem gibt es so viel Diskriminierungserfahrung – bis zu 100 Prozent bei Trans. Das deutet ich jetzt so, dass sich die Befürchtungen zumindest nicht in Gänze bewahrheiten und man eine gewisse Stabilität dadurch erfährt, dass zumindest irgendwo eine Insel oder ein bestimmter Bereich ist, in dem man sich dann doch positiv ausleben kann – aber nicht zu 100 Prozent. Was gibt es dazu an Wünschen, an Projekten oder an Ansätzen? Wir wissen von Lehrplänen, auf Schulbücher einzugehen, um dort die Heteronormativität zumindest etwas abzumildern, wenn man sie schon nicht komplett



wegbekommt. Aber der zweite große Teil ist ja die Situation in der Familie, und dazu Ihre Einschätzung, wie man an die Eltern, an Geschwister, an Onkel, Tanten, Großeltern usw. herankommt. Was ist an Elternarbeit sinnvoll, möglich? Wo erreicht man sie? Das ist ja an allen Stellen immer schwierig. Für intergeborene Kinder haben wir einen Flyer nach dem Motto „Herzlichen Glückwunsch, Ihr Kind ist ein intergeborenes Kind“, aber das ist ja noch keine Normalität in den Köpfen. Sobald der Bauch sich rundet, wird gefragt, „und, was wird’s?“ und die Antwort „na, es wird ein Kind“ ist nicht die Antwort, die die Leute erwarten, das ist ja eine sehr frühe Prägung. Daher ist für mich die Familie ein Anliegen – wie kommt man an diese aus Ihrer Sicht sinnvoll heran?

Kerstin Oldemeier (Deutsches Jugendinstitut e. V.): Ihrer Einschätzung möchte ich Recht geben. Es ist genau so, dass die Befürchtungen sehr hoch sind und ganz so schlimm ist es dann nicht. Entsprechend muss man das auch einsortieren, dass die Reaktionen so zahlreich als positiv bewertet wurden. Sie planen das alles auch sehr gut, also sie machen sehr selten einfach nur ein Coming-out, sondern sie planen das gut und haben sich im Vorfeld vielleicht auch abgesichert, so dass sie, wenn es mies läuft, einen Plan B haben. Man muss ganz deutlich sagen, dass sich nicht nur aus unserer Studie, sondern auch aus internationalen Studien zu LSBTQ-Jugendlichen ergibt, dass der Resilienzfaktor sehr hoch ist. Das darf jetzt aber nicht darauf hinauslaufen „die sind ja alle resilient, also ist ja alles gut“ – da braucht es einen Schritt vorher. Das darf man nicht unter den Tisch kehren. Es wäre auch hilfreich, wenn wesentlich mehr Anerkennung zugesprochen und zugeordnet werden würde, so wie wir das bei interkultureller Kompetenz z. B. haben. Das ist inzwischen eine „Kompetenz“, das war lange Zeit ein Defizit, im Zuge von Globalisierung ist es Kompetenz; es gibt so etwas wie sexuelle oder queere Kompetenz.

Wie kommt man an die Familien heran? Vor allen Dingen aus den Interviews kann ich sagen, dass sehr viele Jugendliche im Vorfeld die Stimmung sondieren. Ein Transjugendlicher orientiert sich meistens daran, wie die Einstellung gegenüber Lesben und Schwulen ist, und entsprechend wird auch die Einstellung zu Transleuten vermutet.

Viele haben beschrieben, dass wenn das Thema in irgendwelchen Dokumentationen, Reportagen und Filmen im Fernsehen thematisiert wird, dann ist es Thema und dann kann man darüber sprechen. Das heißt jetzt nicht, dass sämtliche Angebote zum Bereich LSBTQ im Fernsehen uneingeschränkt gut sind, aber sie schaffen Sichtbarkeit. Sichtbarkeit über das Mediale ist auf jeden Fall als guter Weg zu bezeichnen. Also wie man die Heteronormativität wegzaubern kann, das weiß, glaube ich, niemand von uns hier, sonst hätten wir da ...

Abg. **Susann Rührich** (SPD): Wenn Sie es herausgefunden haben, dann sagen Sie Bescheid.

Kerstin Oldemeier (Deutsches Jugendinstitut e. V.): ... genau, dann gehe ich zuerst zum Patentamt und dann sage ich es Ihnen. Aber wichtig ist Sichtbarkeit, wir nennen das häufig so, dass die Lebensweise „entdramatisiert“ wird. Ich habe vor kurzem einen Artikel geschrieben, dass es mit einer Risikolage verbunden ist, lesbisch, schwul, bi, trans, inter oder queer zu sein, es ist ein Risikofaktor. Du hast vorhin gesagt, es ist eine vulnerable Lebenssituation, aber es gibt auch die andere Seite – die Jugendlichen können etwas, sie haben durch innere und äußere Coming-out-Prozesse etwas gelernt. Das wäre auch schon eine Hilfe, wenn man nicht automatisch immer ein Defizit sieht. Das ist da und das dürfen wir auch nicht wegreden, und damit dürfen wir uns auch zu dem jetzigen Stand nicht zufrieden geben; aber wenn man gleichzeitig auch den Mehrwert durch ihre Entwicklung sieht, dann wäre das meiner Meinung nach ein guter Weg, um die Vulnerabilität etwas abzuschwächen. Zu den Familien fallen mir in erster Linie Medien ein, vielleicht könnt ihr mich ja noch ergänzen.

Thomas Kugler (Bildungsinitiative QUEERFORMAT, Bildungsinitiative KomBI – Kommunikation und Bildung Berlin): Ich ergänze gerne. Dass Sichtbarkeit und auch der ressourcenorientierte Blick entscheidende Stichworte sind, versuchen wir auch in der Fortbildungsarbeit immer ganz stark zu machen. Es gibt zwar Problemlagen, aber diese Jugendlichen haben auch sehr viel geleistet oder sie haben auch große Kompetenzen und man muss auf beide Seiten blicken. Empowerment heißt, auch auf diese Ressourcenseite zu schauen,



ohne die Gefährdungsseite aus dem Blick zu verlieren, um dann genau zu schauen, welche Maßnahmen notwendig sind. In Bezug auf die Erreichbarkeit von Eltern würde ich gerne auf eine Elternbroschüre hinweisen. Diese haben wir mit 19 Familiengeschichten zum Thema Coming-out erstellt, Eltern, Geschwister oder Großeltern berichten quasi um die Ecke, aus anderer Perspektive über das Coming-out eines Familienmitglieds. Wir haben auch da einen Diversity-Ansatz zugrunde gelegt. Es sind Geschichten aus Ost und West, aus reichen und armen Familien, mit oder ohne Migrationshintergrund, mit oder ohne Behinderungserfahrung usw., da sind viele Perspektiven eingefangen. Wir haben diese Broschüre inzwischen auf Anregung auch aus der Berliner Politik in türkischer und russischer Sprache aufgelegt – im Moment geht sie am Brandenburger Tor auf den Informationstischen weg – und demnächst kommt die arabische Fassung. Da gibt es Anknüpfungspunkte für Familien. Es stimmt mich traurig, dass der Bundesverband der Eltern, Freunde und Angehörigen von Homosexuellen, der lange von Ihnen gefördert wurde, inzwischen mitteilt, dass auf dieser Bundesebene nichts mehr nachwächst und nur noch die Landesverbände aktiv sind, es gibt keinen Bundesverband mehr.

Frau Frederking (Mitarbeiterin der Vorsitzenden): Ich habe mir während Ihrer Vorträge, die ich übrigens alle sehr gut fand, zwei Punkte aufgeschrieben – Heteronormativität und das leidige Thema der Finanzierung. Da beißt sich ja so ein bisschen die Katze in den Schwanz, weil wir hören auf der Arbeitsebene öfter, „das betrifft ja eigentlich nur so wenige“. Das ist einfach so in den Köpfen drin. Ich weiß nicht, wie man das lösen könnte, denn wenn das immer mehr zurückgefahren wird, weil es angeblich nur so kleine Grüppchen betrifft, dann ist das Problem auch irgendwann nicht mehr existent – wir hören aber, es ist existent. Ich sage das ein bisschen provokant – dann ist das sehr schwierig. Braucht man da noch stärkere InteressensvertreterInnen, die noch ein bisschen mehr wirbeln – am Brandenburger Tor haben wir ja heute eine große Aktion – oder brauchen wir mehr Stellen auf politischer Ebene? Wo könnte man denn da ansetzen?

Thomas Kugler (Bildungsinitiative QUEERFOR-

MAT, Bildungsinitiative KomBI – Kommunikation und Bildung Berlin): Ich würde sehr gern etwas dazu sagen, weil uns dieses Argument auch aus der Bildungsarbeit bekannt ist. Es ist eine Minimalisierung zu sagen, es gehe ja nur um so wenige. Uns ist es immer ein großes Anliegen zu verdeutlichen, dass von einem offenen Klima einer offenen Gesellschaft alle profitieren, von einer Gesellschaft, in der Grundrechte geachtet werden, in der ein Fokus auf Menschen- und Kinderrechte gerichtet ist und in der Inklusion erstgenommen wird. Auch in der ganz kleinen Mikroszene eines Klassenzimmers oder einer Kita-Gruppe profitieren alle davon, wenn es einen angstfreien Umgang geben kann im Sinne von Adorno, „ohne Angst verschieden sein zu können“. Das ist ein Benefit für alle; es ist dann vielleicht sogar Minderheiten geschuldet, wenn tatsächlich die Mehrheit zum Nachdenken kommt und etwas verändert. Deshalb habe ich auch Irina Bokowa von der UNESCO mit dem Zitat vorausgeschickt. Es trifft LTBJugendliche, aber nicht nur, es gibt nämlich durchaus heterosexuelle, cisgeschlechtliche, aber nicht genderkonforme Mädchen und Jungen, die auch all das abkriegen, was da an Diskriminierungspotential drin steckt. Es kann gelingen, partizipationsorientiert mit Jugendlichen auszuhandeln, wie wir miteinander umgehen, miteinander leben wollen – ehrlich gesagt, niemand hat gerne ein Klima, in dem ständig Beschimpfungen und verletzende Worte geäußert werden. Es kann gelingen, das mit Jugendlichen gemeinsam zu besprechen und auch Regeln auszuhandeln, wie es denn auch anders sein könnte. Und siehe da, man macht die Erfahrung, es ist sehr viel angenehmer, wenn nicht ständig verletzende Begriffe durch den Raum fliegen, die irgendwen verletzen, seien es sichtbare oder unsichtbare Merkmale. Ich würde sehr stark unterstreichen, dass alle davon profitieren und keineswegs nur Minderheiten, wenn man sich dieser Fragen annimmt und diese Fragen auch aus dem Kontext von Sexualität löst. Es ist immer eine ganz bestimmte Blickrichtung, die da eingenommen wird. Es geht ganz klar um Rechte, es geht um Partizipation, es geht um Inklusion und gar nicht so sehr um Sexualität im engeren Sinne, auch das muss immer wieder verdeutlicht werden.

Kerstin Oldemeier (Deutsches Jugendinstitut e. V.): Ich würde gerne noch etwas ergänzen. Zum einen, so wenige sind es gar nicht mehr. Das ist



schon allein an unserer Studie zu sehen, an der über 5.000 teilgenommen haben. Aus einer europaweiten Studie vom letzten Jahr ergibt sich, dass insbesondere bei den Jugendlichen die Zahlen europaweit zwischen 11 Prozent und 16 Prozent liegen. Das gilt auch für die USA, aus Vergleichsstudien der letzten Jahre ergeben sich Zahlen, die in jedem Fall im zweistelligen Prozentbereich und nicht mehr im einstelligen liegen, wie man lange Zeit gedacht hat. Da muss man auch wirklich den sozialen Wandel sehen. Heterosexualität oder auch eindeutige Cisgeschlechtlichkeit ist bei vielen jungen Menschen heute gar nicht mehr wirklich das Dominierende. Wir haben jetzt gerade wieder eine Studie am Laufen, an der jetzt schon 3.000 Jugendliche teilgenommen haben, ohne dass wir bisher so viel Wirbel gemacht haben, wie beim letzten Mal.

Die Ressourcen sind definitiv ein Punkt. Es braucht mehr Interessensvertretung – sichtbare und auch eine Interessensvertretung mit gewissen Möglichkeiten. „Interessen vertreten“ tun wir, glaube ich, hier alle in gewisser Weise, man braucht aber die – finanziellen – Möglichkeiten, um diese Interesse erstens sichtbar machen und zweitens dann auch durchsetzen zu können. Das kann man nicht deutlich genug sagen. Für Deutschland war unsere Studie wichtig, weil man noch nie genau etwas sagen konnte. Man hatte immer nur kleine, regionale, ältere Studien und konnte bundesweit gar nichts Genaues sagen. Es war schon eine große Hilfe, dass man genaue Zahlen hatte. Es spricht natürlich nichts dagegen, wenn wir weiter forschen dürfen und weiter Gelder bekommen, um weitere Zahlen nennen zu können.

Lisa Müller (In&Out Jugendberatung – Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg e. V.): Ich möchte gar nicht mehr so viel dazu sagen. Aus unserer Perspektive zur Frage, ob es mehr politische Einflussnahme braucht: das ist, glaube ich, auf jeden Fall immer so; aber ich glaube auch, dass es gerade da auch konkret Leute braucht, die die Arbeit machen, die also wirklich mit den Jugendlichen arbeiten. Momentan ist das überwiegend ehrenamtliche Arbeit. Es gibt, glaube ich, keine Zahlen darüber, wieviel Prozent der konkreten Unterstützungsarbeit für queere Jugendliche un-

bezahlt stattfindet. Diese ganzen Jugendgruppen, die es überall gibt oder auch teilweise an den Schulen in Initiativen stattfinden, beruhen überwiegend auf ehrenamtlicher Arbeit. Da fände ich die Entscheidung wichtig, an irgendeinem Punkt zu sagen, dass manches auch professionell gemacht werden sollte, und nicht zu erwarten, dass das immer so weiter geht und immer mehr ehrenamtliche Arbeit in diesem Feld geleistet wird, weil es mehr Bedarf gibt. Es ist ja eigentlich etwas Schönes, dass sich mehr Jugendliche herausrauen, aber es bedeutet auch mehr Arbeit, denn diese Jugendlichen haben trotzdem noch Sorgen. Wir wollen auf jeden Fall gerne noch mehr für Jugendliche machen, aber wir arbeiten bei Lambda inzwischen schon weit über unserem Limit und müssen eher schauen, dass wir auch unsere Finanzen erweitern können.

Abg. **Susann Rührich** (SPD): Mir fällt dazu immer ein, dass es ja auch eine Frage des Mainstreamings ist, ob nicht auch die normale Familienberatungsstelle oder der „stinknormale“ Jugendclub nebenan nicht auch dazu in der Lage sein sollte, das aufzunehmen; das gilt auch für die Lehrpläne usw., denn das hilft ja dann allen. Wir hatten ja die Diskussion bei der Beratung der Frage, wie man mit einem Interkind in der Schule umgeht. Eine Schule kriegt das hin und sofort fragt dann die Nachbarschule, „wir hätten da jetzt mal an euch eine Frage, wie habt ihr das gemacht, weil bei uns gibt’s das auch.“ Es geht also auch darum, wie das Wissen untereinander weitergegeben wird. Aber dazu muss es erstmal auf die Bewusstseinsbene kommen und Sichtbarkeit erlangen, um zu dem Punkt zu kommen, dass es nicht nur die drei Interkinder in der Stadt betrifft, sondern auch deren Umfeld in der Schule, im Kindergarten usw. Von daher ist für mich die Frage, wie man die Fachleute stärkt.

Lisa Müller (In&Out Jugendberatung – Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg e. V.): Das ist ein ganz spannender Einwurf. Wir hatten vor zwei Jahren einen Fachtag mit Pro Familia. Pro Familia ist bundesweit wahrscheinlich die größte – jedenfalls eine sehr große – Familienberatungsstelle, die sehr gerne auch queere Jugendliche beraten möchte – aber die kommen dort nicht hin. Dafür kann niemand was, aber ich finde es schon



wichtig, zu schauen, welche Angebote funktionieren und da zunächst auch weiterzumachen. Es gibt oft diesen Satz: „Es braucht erst die Exklusion, bevor es die Inklusion geben kann.“ Ich glaube, an so einer Schnittstelle sind wir gerade, wo wahrscheinlich ein Stück weit beides passiert: wo sowohl diese exklusiven queeren Sachen sehr agil sind, aber auch immer mehr im Mainstream ankommt.

Abg. **Susann Rührich** (SPD): Vielleicht kommen ja die betroffenen Jugendlichen zu Ihnen, aber die Eltern zu Pro Familia. Die Eltern, die ein Problem mit dem Thema haben, werden ja eher Schwierigkeiten haben, sich gerade an Sie zu wenden.

Lisa Müller (In&Out Jugendberatung – Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg e. V.): Sie kommen bei uns nicht an, aber sie kommen leider auch nicht bei der Pro Familia an. Ich kenne Projekte mit Erziehungsberatung – das ist vielleicht etwas anderes als Pro Familia –, da funktioniert das teilweise, nämlich dann, wenn die Erziehungsberatungsstellen ganz aktiv das Thema vorantreiben und Pubertätskurse für Eltern von pubertierenden Jugendlichen anbieten. Wenn es dort als Thema irgendwie positioniert wird, dann funktioniert das teilweise. Aber das ist schon eine große Frage, wie Sie ja auch schon meinten.

Thomas Kugler (Bildungsinitiative QUEERFORMAT, Bildungsinitiative KomBI – Kommunikation und Bildung Berlin): Ich sehe da zwei Themen. Das eine ist die Erreichbarkeit der Zielgruppen, die gerade angesprochen war, und diese hat mit Bewusstsein und interkultureller Öffnung in einem breiteren Ansatz zu tun; Pro Familia möchte sich dafür öffnen und beklagt, dass diese Zielgruppe nicht kommt. Auf der anderen Seite hatten Sie auch noch weitere Familienberatungsstellen – die üblichen, die beispielsweise bei Jugendämtern angesiedelt sind – angesprochen, und da kommt tatsächlich wieder die Politik ins Spiel. Wir haben in Berlin seit sieben Jahren die Erfahrung, dass sich der Top-Down-Ansatz des Berliner Aktionsplans gegen Homophobie und Transphobie tatsächlich auszuwirken beginnt. Etwa 80 Prozent der Schulen haben Kontaktpersonen für Diversity mit dem Schwerpunktthema „sexuelle Vielfalt“

ernannt, und die Hälfte davon hat sich auch schon fortbilden lassen. In den Jugendämtern – zwar nicht in jedem Berliner Bezirk, aber immerhin in drei Bezirken – gab es ganz systematisch und strukturell ein Vorgehen von oben nach unten, teilweise auch mit angeordneten, nicht so beliebten Veranstaltungen von Stadtratsseite, die aber nachher doch sehr positiv evaluiert wurden. Dort wurde klar gesagt, das ist so ein wichtiges Thema, wir müssen uns strukturell, systematisch damit beschäftigen, die notwendigen Zahlen zur Kenntnis nehmen oder Erkenntnisse aus der Forschung verinnerlichen und schauen, was es für unsere jeweiligen Arbeitspraxen bedeutet. Dafür war ein Instrument wie dieser Top-Down-Ansatz sehr hilfreich, weil gesagt wurde, das ist wichtig, es muss gemacht werden und dann braucht es eine gewisse Bereitschaft auch von Jugendamtsseite, das zu tun, aber es zahlt sich auch aus.

Frau Frederking (Mitarbeiterin der Vorsitzenden): Noch eine kurze Frage zur Obdachlosigkeit, Wohnungslosigkeit tauchte vorhin auf. Die Kinderkommission war kürzlich im Rahmen eines Außentermins bei KARUNA und dort wurde auch etwas Ähnliches geäußert. Meines Wissens ist die Datenlage in Deutschland dazu extrem schlecht, bzw. es gibt gar keine. Für Kanada, für die USA und für Großbritannien gibt es, glaube ich, Studien. Ich frage mich, warum gibt es diese nicht in Deutschland? Also erstens, stimmt es, dass es nichts gibt? Und zweitens, warum? Und drittens, bräuchten wir das?

Kerstin Oldemeier (Deutsches Jugendinstitut e. V.): Da fühle ich mich angesprochen. Das ist richtig, für Deutschland gibt es nichts Spezifisches zu LSBTQ. Wir hatten das auf unserer Agenda, als wir das Konzept für unsere Studie aufgebaut haben. Ich bin dem auch nachgegangen und habe mit einigen Projekten in Deutschland vor allen Dingen in Metropolen gesprochen – beispielsweise mit den Streetkids. Alle haben gesagt, dass es das bei uns nicht gibt. Ich habe versucht, dem weiter nachzugehen, aber als wirklich so gar nichts gekommen ist, haben wir es als Thema direkt angesprochen. Es gab bei verschiedenen Fragen die Möglichkeit, darauf zu antworten. Warum es dazu nichts gibt – es gibt keine Gelder dafür, das ist schon ein ganz zentraler Punkt. Unser For-



schungserkenntnisinteresse für die Coming-out- und Datenstudie war sowieso so enorm, dass wir ständig Komplexität reduzieren mussten. Von daher war das dann ein Themenbereich, der außenvorgelesen wurde.

Thomas Kugler (Bildungsinitiative QUEERFORMAT, Bildungsinitiative KomBI – Kommunikation und Bildung Berlin): Ergänzend noch eine Zahl aus einer Studie aus den Vereinigten Staaten. Im Bundesstaat Illinois, wo die Großstadt Chicago viele Jugendliche anzieht, hat man die Jugendlichen, die dort auf der Straße leben, befragt und festgestellt, dass 35 Prozent von ihnen etwas mit den Themen sexuelle Orientierungen und Geschlechtsidentitäten zu tun haben. Das sind dreimal so viel wie die statistisch zu erwartenden etwa 10 Prozent. Das ist wirklich ein sehr auffälliger Befund, ähnliche Zahlen gibt es aus New York und anderen Großstädten. Man kann jetzt die Hypothese aufstellen, dass der deutsche Sozialstaat doch besser funktioniert als in Amerika oder Großbritannien. Aber durch die Befragungen und in der Beratung – Du hast das ja auch gesagt – ist diese Befürchtung evident: ich werde zuhause rausgeschmissen, oder ich gehe schon selbst weg, weil ich weiß, was kommen wird. Das ist ja auch ein Befund, der hier da ist, nur wissen wir nicht genau, wie es tatsächlich aussieht, weil Befragungen von Jugendlichen auf der Straße bisher nicht in dieser Weise vorliegen.

Vorsitzende: Ich habe keine Wortmeldungen mehr gesehen. Auch wenn es jetzt etwas abrupt ist, aber es ist schon kurz vor halb Sechs, ich sage ganz herzlichen Dank für Ihre Referate und auch für die Beteiligung. Wir haben gehört, das ist natürlich nichts neues, dass mehr Geld gebraucht wird, dass

es auch viele Ideen gibt, wo man weiter forschen kann und es auch notwendig ist, weiter zu forschen. Das Ehrenamt stemmt in diesem Land auch in diesem Bereich sehr viel und es kann natürlich auf Dauer nicht so weitergehen, dass man immer mehr Ehrenamt braucht, um das alles irgendwie abzufedern, das ist ganz klar. Auch da ist natürlich wieder die Frage, wer gibt Geld für was? Wir haben erfreulicherweise auch gehört, dass es mehr Jugendliche gibt, die sich outen, die sich das also trauen. In einer gewissen Weise wird es in der Gesellschaft mehr angenommen, aber gerade dieser Übergang in die Gesellschaft ist jetzt wichtig, dort zu stützen und die Dinge zu schaffen, auf die man sich dann verlassen kann. Das kostet auch. Wir haben ein sehr schönes Zitat gehört, dass letztendlich alle von diesem offenen Klima profitieren und dass alle einen Benefit davon haben, wenn sie in einer angstfreien Gesellschaft leben. Ich denke, Sie alle leisten sehr viel dafür, dafür herzlichen Dank stellvertretend von unserer Seite, auch dafür, dass Sie sich trotz der vielen Arbeit – mit der Studie ward ihr extrem beschäftigt, waren sehr viele im Ehrenamt und natürlich bei den Beratungsstellen und Anlaufstellen wahrscheinlich gut ausgelastet – die Zeit genommen haben, hierher zu kommen und uns zu berichten. Das wird in eine Stellungnahme einfließen, zu der wir gerne auch noch einmal Rücksprache halten. Sie haben so schön gefragt, Frau Müller, was haben wir davon, wenn wir hierher kommen – ich finde das sehr berechtigt, denn natürlich ist es immer schön zu sagen, „wir haben darüber geredet und dann Stempel drauf.“ Wir versuchen, auch indem wir dieses Thema setzen, Aufmerksamkeit zu gewinnen, nicht nur in den Verbänden und bei den Leuten, die sich ohnehin damit beschäftigen, sondern auch in der Gesellschaft. Sie haben jetzt auch ein Stück dazu beigetragen, uns dabei zu unterstützen, und dafür herzlichen Dank.

Schluss der Sitzung: 17.30 Uhr

Beate Walter-Rosenheimer, MdB

Vorsitzende